

Buchbesprechung

Autor(en): **Niederstätter, Alois / Wanner, Kurt / Widmer, Kuno**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1990)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

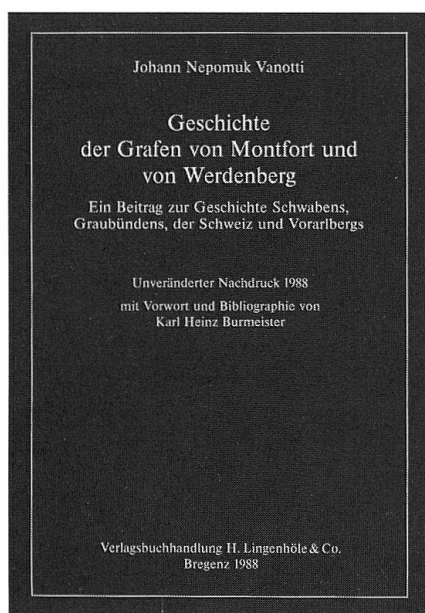
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechung



Johann Nepomuk Vanotti

Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg

Ein Beitrag zur Geschichte Schwabens, Graubündens, der Schweiz und Vorarlbergs. – Verlagsbuchhandlung H. Lingenhölle & Co., Bregenz 1988 (= Unveränderter Nachdruck der Ausgabe Belle Vue bei Konstanz 1845, mit Vorwort und Bibliographie von Karl Heinz Burmeister), 687 S., 5 Stammtafeln. Fr. 65.—

Auch annähernd 150 Jahre nach dem Erscheinen der «Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg», verfasst vom Doktor der Theologie und Domkapitular zu Rottenburg Johann Nepomuk von Vanotti, hat diese auch nach heutigen Massstäben sehr wichtige Arbeit kaum an Bedeutung für die Geschichte der östlichen Schweiz, Graubündens, Liechtensteins, Vorarlbergs und des bundesdeutschen Bodenseeraums verloren. Dieser ganze Bereich war für kürzere oder längere Zeit durchsetzt mit Herrschaftsrechten der verschiedenen Linien der Grafen von Montfort und von Werdenberg, die auf den 1182 verstorbenen Pfalzgrafen Hugo von Tübingen und seine Gattin Elisabeth aus dem Geschlecht der alten Grafen von Bregenz zurückgehen. 1787 erlosch das Haus Montfort mit dem Tod des Grafen Anton aus der Tettnganger Linie. Nach wie vor ist der Griff zum «Vanotti» nicht nur dann notwendig, wenn man sich über die sehr komplizierte Geschichte der beiden Familien und ihrer Zweige informieren, sondern auch dann, wenn man über die genannten Gebiete regionalgeschichtlich arbeiten will. Das Buch ist schliesslich auch als Quellensammlung wertvoll, enthält es doch im Anhang die Regesten von 410 Urkunden sowie 64 Stücke im Volltext.

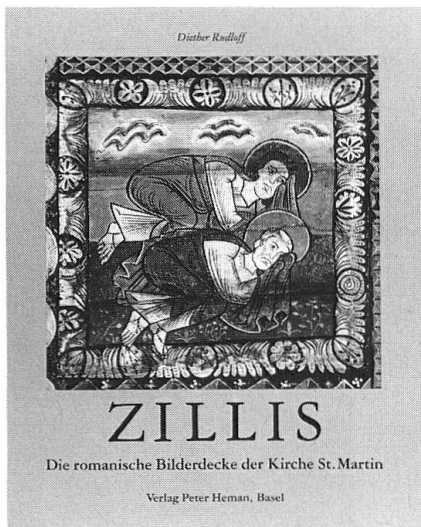
Nun aber ist der Zugang zu einer Arbeit, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts erschienen ist, dem Interessierten nicht immer ohne Probleme möglich. Eine Entlehnung wird von den meisten Bibliotheken abgelehnt. So war es dringend erforderlich, der Öffentlichkeit einen Nachdruck vorzulegen, zumal auch in absehbarer Zeit aufgrund der schwierigen Quellenlage mit dem Erscheinen einer modernen Ge-

schichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg nicht zu rechnen sein wird.

Der Verlag hat es jedoch nicht dabei bewenden lassen, nur einen Nachdruck des Originaltextes – korrigiert und zur besseren Lesbarkeit leicht vergrößert – zu bieten. Um eine Annäherung an den gegenwärtigen Forschungsstand zu gewährleisten, ergänzte der derzeit beste Kenner der Materie, der Vorarlberger Landesarchivar Karl Heinz Burmeister, den vorliegenden Reprint einleitend mit einem auf neuen Erkenntnissen beruhenden, knappen Abriss der Montforter Familiengeschichte. Ebenfalls von grossem Nutzen für den Benutzer des Buches ist die von ihm zusammengestellte und nach sachlichen sowie regionalen Gesichtspunkten gegliederte Bibliographie zu den Grafen von Montfort und Werdenberg, die 338 Titel umfasst und durch ein Autorenregister erschlossen wurde. Hingewiesen sei ausserdem auf eine Kurzbiographie mit einem Bildnis Vanottis, die den Autor und seine nicht nur für die damalige Zeit glänzende wissenschaftliche Leistung würdigt. Der Verlag hat mit diesem gelungenen Nachdruck eine wesentliche Lücke in der landeskundlichen Literatur geschlossen.

Alois Niederstätter

Buchbesprechung



Diether Rudloff/Peter Hemann

**Zillis – Die romanische
Bilderdecke der Kirche
St. Martin**

(Basel 1989), 176 Seiten, 136
Abbildungen, davon 98 Farbtafeln,
Fr. 72.—

Vor 22 Jahren erschien die letzte grössere Publikation über die romanische Bilderdecke der Kirche St. Martin in Zillis. Seit einigen Jahren ist dieselbe jedoch vergriffen, weshalb sich ein neues Buch über dieses einzigartige Bündner Kunstwerk, das als wertvolles Novum gleichzeitig in einer rätoromanischen Version herausgebracht wurde, geradezu aufdrängte. Die treibende Kraft hinter diesem neuen Zilliser Buch war einmal mehr der Basler Verleger Peter Hemann, der, wie schon bei der Publikation aus den sechziger Jahren, auch für den technisch brillanten Bildteil verantwortlich zeichnet.

«In keinem Museum würde der Geist einer ernsten und strengen Frühe, den dieses Werk atmet, so stark zu uns zu reden vermögen wie hier in der ländlichen Stille eines Bergtals.» So charakterisierte der Kunsthistoriker Erwin Poeschel 1941 seinen Eindruck von der Zilliser Kirchendecke. Daran hat selbst die Tatsache, dass heute an die 2 Millionen Autos pro Jahr unweit dieses Gotteshauses vorbeibrausen, nichts wesentliches ändern können. Die Bilderdecke von Zillis ist im Universum der christlichen Kunst eine außergewöhnliche Erscheinung. Kein Bilderzyklus solcher Vielgestaltigkeit und Grösse ist als bemalte Holzdecke aus dem 12. Jahrhundert in so gutem Zustand erhalten geblieben. Dies beweist auch der hervorragende Bildteil des neuen Buches – und er bildet letztlich dessen Schwergewicht. Es geht hier nicht in erster Linie um eine kunstwissenschaftliche Interpretation, sondern vielmehr auch darum, diese «Bildreportage» aus dem Hochmittelalter, die in 153 quadratischen Tafeln vom Wirken Christi wie auch von den Taten des Heiligen Martin, des Zilliser Kirchenpatrons, berichtet, vor dem Hintergrund geistesgeschichtlicher Strömungen zu sehen und zu erleben.

Diether Rudloff, der als freischaffender Kunst- und Kulturhistoriker in Katalonien lebte und im Januar 1989 verstarb und somit die Herausgabe des Buches nicht mehr erleben konnte, versucht in seiner antroposophisch geprägten Betrachtungsweise, über bekannte Fakten zu einem meditativen Schauen von inhaltsvollen Bildern und zur Ästhetik der romanischen Epochen vorzustossen. Von hier aus geht er über zu einer detaillierteren Betrachtungsweise der einzelnen Deckenbilder. Für ihn ist die Decke von Zillis ein «romanisches Gesamtkunstwerk», welches das geographische Weltbild des Mittelalters deutlich veranschaulicht, sich mit dem Meer und seinen mythischen Bewohnern auseinandersetzt und die Bildtheologie des Johannes interpretiert. Im weiteren geht Rudloff auf die in den Bildtafeln enthaltene Zahlensymbolik ein: Die 153 Bilder beziehen sich seiner Meinung nach auf die 153 Fische, die Petrus mit seinen Freunden auf Geheiss des Auferstandenen im Netz an Land zog. Anschliessend widmet er sich der Dreizeitalerlehre (Zeitalter des Vaters, des Sohnes und des Geistes) des Joachim von Fiore (1130–1202), die, obwohl erst nach der Fertigstellung der Zilliser Decke ausformuliert, nach Rudloffs Ansicht den Schöpfer dieser Bilder beeinflusst haben dürfte. Solche Thesen verlaufen etwas im Vagen, und es stellt sich grundsätzlich die Frage, ob wir aus der Optik des 20. Jahrhunderts nicht der Versuchung erliegen, allzuviel in dieses «grosse Kompendium romanischer Bildvorstellung» (Poeschel) hineinzuzinterpretieren, das für den (oder die) Zilliser Meister weitgehend eine Selbstverständlichkeit darstellte.

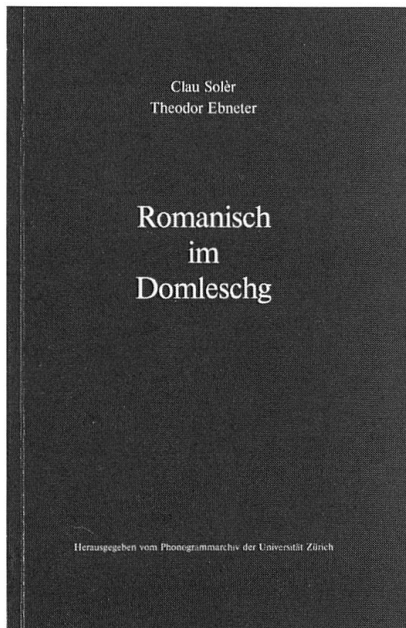
Mit dem eigentlichen «Bildprogramm» befasst sich Christoph Eggenberger, der an der Universität Zürich Kunstgeschichte des Mittelalters unterrichtet. Insbesondere gelten seine Studien der Symbolik der drei musizierenden Sirenen über dem Chorbogen der Kirche: «Die Kirche mit ihrer heilsgeschichtlichen Aussage war für die Einkehr der Reisenden geschaffen – um Gott zu danken für den überstandenen Durchstieg der Via Mala-Schlucht und um Beistand zu erbitten auf dem weiteren gefahrvollen Weg... Wenn man die an der Decke über dem Chorbogen sichtbaren Nereiden-Mischwesen betrachtet und diese als Sirenen erkennt, sind wir der gefahrvollen Reise des Odysseus nahe, ihm, dem Sinnbild des Ur-Reisenden.» Für Eggenberger verkörpern diese Sirenen eine Welt des Übergangs, der Unsicherheit, und er meint, deren direkte Beziehung zum Altar überwinde letztlich den vermeintlichen Dualismus zwischen Gut und Böse. Altherwürdige Vorbilder, die ein ganzheitliches Weltbild ohne Gefährdung – im Sinne des Augustinus – vermitteln, würden hier wirksam.

Von ganz besonderem Interesse ist der letzte Textbeitrag, verfasst von den beiden Archäologen Ulrich Ruoff und Mathias Seifert. Ihre dendrochronologischen Untersuchungen haben das Rätsel der Entstehungszeit der Zilliser Decke weitgehend gelöst: Die Fälldaten der Bäume, deren Bretter für die Holzplatten verwendet wurden, dürften kurz nach 1113 liegen! Selbst bei einer relativ langen Lagerung des Holzes müsste die Decke also in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden sein.

Das neue Buch über die Decke von Zillis regt in seiner Vielseitigkeit zum Nachdenken, zum Betrachten, vielleicht aber auch zu einer nicht völlig unangebrachten und konstruktiven Kritik an. Diether Rudloff hat die Aktualität solchen Tuns folgendermassen umschrieben: «Die Vergangenheit beansprucht keineswegs nur ein historisches Interesse, das heisst ein bloss museales. Sie ist nicht endgültig versunken, sondern wir tragen sie in uns, in den tieferen Schichten unseres eigenen Bewusstseins. Wir alle haben einen geheimen Zug zum Frühchristlichen und Romanischen in uns, heute, in unserer apokalyptischen Zeit vielleicht mehr denn je.»

Kurt Wanner

Buchbesprechung



Clau Solèr/Theodor Ebnetter

Romanisch im Domleschg

Schweizer Dialekte in Text und
Ton IV: Romanisch und Deutsch
am Hinterrhein/GR.

Band 3: Romanisch im Domleschg
(Kassette ZLGR 3).

Zürich: Hg. vom Phonogramm-
archiv der Universität Zürich 1988.

245 Seiten, Fr. 50.—, Kassette
Fr. 15.—.

Auf ein schmales Heft *Heinzenberg/Mantogna* folgt mit fünf Jahren Abstand diese umfangreiche Studie zu einem weiteren Teilgebiet der traditionell romanischsprachigen Sutselva. Sie gilt einer Sprachlandschaft, die dem dialektologisch Interessierten bisher als vergleichsweise eigenständig und in sich geschlossen vorkommen mochte, soweit das wenige Schrifttum eine solche Beurteilung überhaupt ermöglichte. Immerhin war eine dialektale Sonderstellung der drei hochgelegenen Ortschaften Trans, Scheid und Feldis auszumachen, und innerhalb der rechtsrheinischen Talgemeinden liess sich ein Ausscheren von Sils feststellen, dessen Ortsdialekt in manchem bereits ins Schams hineinwies, bevor er um 1900 zu bestehen aufhörte. Nun begnügt sich die vorliegende Untersuchung keineswegs mit herkömmlicher Beschreibung dialektaler Eigentümlichkeiten; ihr vorrangiges Ziel ist die Gewinnung der *Phonologie* im Sinne der klassischen Prager Schule. Dieses Kernstück umfasst die Seiten 41–108.

Eröffnet wird der Band mit den Kapiteln *Das Domleschg* (17–18), *Die Lage des Romanischen im Domleschg* (18–30), *Die Kassettentexte und deren Sprecher* (31–32), *Phonetik und phonetische Transkription* (33–40). In den Abschnitten *Morphologie* (109–121), *Anmerkungen zur Syntax des Domleschgischen* (122–128) und *Lexikologie* (129–133) werden ausgewählte Erscheinungen behandelt, nicht zuletzt die zahlreichen Entlehnungen aus dem Deutschen.

Hinweise zur *Orthographischen Transkription* (134–139) und weitere dem Leseverständnis dienende Erklärungen leiten über zu dem

gewichtigen Anhang *Transkribierte und übersetzte Gespräche* (148–243). Die Texte bilden eine Auswahl der von Clau Solèr gemachten Tonbandaufzeichnungen im Umfang von 25 Stunden. Dieses Belegmaterial aus acht Ortschaften ist gesamthaft für die Ermittlung des Phon- und Phonembestandes ausgewertet worden. Beteiligt waren 40 Sprecher aus dem Häufchen der 350 einheimischen Romanen, die noch ein ganzes Zehntel der Gesamtbevölkerung stellen, mehrheitlich der älteren Generation angehören und selbstverständlich alle zweisprachig sind.

Hinsichtlich der Erstsprache ist Einschränkung des Gebrauchs und damit Abnahme der Kompetenz feststellbar, was der Bevölkerung keinesfalls zum Vorwurf gereiche, da sie nur eine ungeeignete Sprachform zugunsten einer besseren aufgegeben habe, wie Clau Solèr in einem soziolinguistischen Werkstattbericht zum Sprachverhalten in Paspels ganz nüchtern schlussfolgert (*Ist das Domleschg zweisprachig?*, in BM. 1986, 283–300). Dass im abseits gelegenen Scheid trotz eines Abstands von zwei Generationen auch die jüngste Sprecherin sich kompetent auf Romanisch ausdrücken konnte, verhindert nicht den Niedergang des wohlklingenden *rumauntsch da Tumbleastga*, dessen Abstempelung als «minderwertiges» Romanisch sich die Sprachträger selbst zu eigen gemacht haben.

Der phonetische Teil bringt eine Auflistung des Vokal- und Konsonanteninventars aufgrund artikulatorischer Merkmale. Mit der feinen Unterscheidung von drei Quantitäten und bis zu vier Öffnungsgraden pro Vokal werden diese harmonischen Elemente der Lauterzeugung notiert. Wortlisten exemplifizieren das Vorkommen eines jeden Phons im Lautbestand der Domleschger Mundarten. Als besondere Lauterscheinungen gelten der sogenannte Glottisschlag, ein markanter Knacklaut, der an die Stelle bestimmter Konsonanten tritt, dann als weitere Lautveränderung der Übergang $\text{t} \rightarrow \text{t}^h$ (geschrieben *tg* bzw. *tsch*), auch $\text{t} \rightarrow \text{j}$; ebenso $\text{g} \rightarrow \text{j}$ (geschrieben *gl*) $\rightarrow \text{j}$. Weil das interferierende Schweizerdeutsch weder die Affrikaten t^h , g^h noch das mouillierte t^h besitzt, ist der beschriebene Lautersatz für alle vergleichbaren Sprachkontaktzonen charakteristisch und gewissermassen ein Gradmesser für das Stadium der Germanisierung. Aus den Beobachtungen am Lautsystem kann geschlossen werden, dass dem Sprachwechsel ein Sprachwandel vorausgeht. In diese Richtung weisen auch suprasegmentale Erscheinungen wie die verbreitete Akzentsetzung nach dem Muster der alemannischen Erstsilbenbetonung, *púšpə* neben *púšpé* «wieder», *la sɪbɪl* «Sibille». Unerwartet im Rheingebiet das sporadische Auftreten der gerundeten Vordervokale *ö* und *ü* auch in romanischen Wörtern: Zu *sund* «(ich) bin» und *patrúna* «Herrin» sind die

Abwandlungen *sõnd* und *patrîna* belegt. Hier liegen freie Varianten vor, das heisst der schwankende Lautstand beeinträchtigt das Verständnis der Aussage nicht, indem Verwechslungsgefahr mit einem ähnlichen Wort bestünde.

Jenen Fällen nachzugehen, wo Laute als Träger von Bedeutungsunterscheidungen fungieren, genau das übernimmt die Phonologie, die Lehre von den Phonemen. Als erster wird der Lokolekt von Scharans, wo es noch genügend Romanischsprecher gibt, für diese Funktionsanalyse des Domleschger Lautsystems herangezogen. Aufgrund von Minimalpaaren lassen sich die kleinsten bedeutungsunterscheidenden sprachlichen Einheiten, eben die Phoneme, gewinnen. Ein solches Paar mit minimalem lautlichen Unterschied in der gleichen Stellung bilden beispielsweise die Formen *segi* «(ich) sei» und *setgi* «(ich) wisse». Folglich erscheinen auch die Laute *ǰ* und *ǣ* in dem 21 Einheiten zählenden konsonantischen Phoneminventar von Scharans. Nun ist das Phonem eine abstrakte Einheit, die sich weiter aufspalten liesse in ein Dutzend distinktiver Merkmale. Realisiert wird beim Sprechen stets eine phonetische Variante, die oft stellungsabhängig, das heisst durch die lautliche Umgebung bestimmt ist, etwa *vǎjŋ kwǎ* «(wir) haben da» mit Anpassung des Nasals an den Folgelaut, gegenüber der Normalform *vǎjn*. Lautliche Spielarten ohne distinktiven Wert bezeichnet die Phonologie als Allophone. Verwandten Allophonen oder Phonemen wird ein Archiphonem übergeordnet, eine Einheit, die sich auf die distinktiven Eigenschaften reduziert, welche den mindestens zwei verwandten Lauten gemeinsam sind. Während *n* und *ŋ* sich hinsichtlich der Artikulationsstelle unterscheiden, teilen sie die Nasalität. Mit den bilabialen und palatalen Nasalen *m* und *ñ* lassen sie sich einem Archiphonem *N* zuordnen. In die Kategorie der Allophone gehören auch verschiedene Ersatzlaute für die ungeliebten *z* und *ǣ*, ans Licht gebracht in den Oppositionspaaren *viǣ* und *viǰ* «alt» oder *ǣǣα* und *ǣǣα* «Haus». Sowohl *ǣ* wie *ǣ* stehen für Laute, die seit alters Heimatrecht im Bündnerromanischen geniessen. Eine Neuheit ist hingegen ihr wechselseitiger Austausch, und neu ist ebenfalls das Aufkommen eines dritten palatalen Verschluss-/Reibelautes *ǣ*, der artikulatorisch eine Zwischenstellung einnimmt und sich als weiteres Allophon auf Kosten von *ǣ* und *ǣ* breitmacht, mit Sicherheit auch eine Frucht des Sprachzerfalls.

Vom funktional-systemorientierten Ansatz her und nach der Methode der fortschreitenden paarweisen Gegenüberstellung geschieht auch die phonologische Analyse des Vokalismus. Dabei erweist sich die quantitative Opposition der Vokale als Erscheinung der Allophonie, bezüglich der Qualität lässt sich eine Überlappung von Allo-

phonen verschiedener Phoneme beobachten: ɤ̃ kann Variante sowohl von ɤ̃ als auch von ɔ̃ sein. Auf phonetischer und nicht auf phonologischer Basis werden die Diphthonge, die steigenden und die fallenden, behandelt. Manche Diphthonge sind erst eine Folge jüngster Lautentwicklung, zum Beispiel in *mějər* «besser» anstelle von *mě̃tər*. Andererseits neigen Diphthonge zur Reduktion, variieren frei mit Monophthongen. Standfest behauptet sich aber der ehrwürdige sutselvische Zwiellaut ɛ̃α in Scheid, das nach wie vor *ɛ̃rvɛ̃αλa* «Gehirn», *ənɔ̃ɛ̃αta* «Anfang» hat, und in der Aussprache *sój* «auf», *vój* «durch, über» bewahrt das Dorf den auffälligen Kennlaut seiner unverwechselbaren Mundart.

Im Bestreben, den Umfang der Arbeit in Grenzen zu halten, werden nur für Scharans alle Minimalpaare aufgeführt. Die andern Ortschaften steuern bloss zusätzliche Paare bei, ihre Phoneminventare gehen jedoch in gleicher Weise aus dem Gesamtkorpus hervor. Wie ist nun aber der Befund einzustufen, dass gegenüber dem Phonemsystem von Scharans in Almens die Affrikate *ts* Phonemwert habe, da sie hier aus dem Oppositionspaar *ɔs* «jetzt» und *ɔts* «heute» gewonnen werden konnte? Doch wohl dahingehend, dass der Aussagewert solcher Systeme und Systemvergleiche zu relativieren ist, insofern die sezierten Lokolekte, bar jeglichen Standards, infolge lautlichen Wildwuchses und Zersplitterung in Idiolekte doch recht schillernde Varietäten darstellen, die mit dem Mikrophon erhobenen Daten mithin zufällig und lückenhaft sein können. Mögliche Bedenken, ob sich so überhaupt gültige Schlüsse ziehen lassen, zerstreut indessen das Kapitel *Regionalphonologie*, der Versuch einer Zusammenfassung und Neuordnung der vorgängig erzielten Teilresultate. In geraffter Form, systematisch und mit Grafiken veranschaulicht, bringt die regionale Verallgemeinerung die Phoneme in ihrem Bestand, ihrer Austauschbarkeit, ihrem Verhältnis zu den Archiphonemen. Daraus wird ersichtlich, wodurch die Ortsmundarten des umschriebenen Raumes von den (noch verbliebenen) Romanischsprechern der Gegend als Varietäten ihrer Regionalsprache identifiziert werden. Im Phonembestand ändert sich gegenüber Scharans nichts, sieht man einmal vom zusätzlich belegten *h* ab, das aber nur in formaler Opposition zum Null-Laut steht... Die bezüglich der heutigen dialektalen Gliederung gewonnene Erkenntnis mag anfänglich verblüffen, muss dann aber als bezeichnend für eine im Umbruch befindliche Sprachlandschaft anerkannt werden: Nicht räumliche Bedingungen sind massgebend für abweichende Ausdrucksweisen, vielmehr kommt es auf das Alter, beziehungsweise den Altersunterschied der Einzelsprecher an. So können sich Idiolekte eines Ortes

stärker voneinander abheben als Idiolekte verschiedener Orte bei Sprechern gleichen Alters!

Das Belegmaterial, das zur Beschreibung der Sprache auf Phonemebene dient, erfährt auch eine Auswertung auf den weniger abstrakten Gebieten der Formenlehre, des Satzbaus und des Wortschatzes. In diesen herkömmlichen Bereichen der Sprachforschung ist Bezugnahme auf älteres Vergleichsmaterial möglich und dazu recht aufschlussreich. Andererseits weiss man den weitgehenden Verzicht auf etymologisches Beiwerk zu schätzen. Da noch keine Grammatik des gesprochenen Romanisch existiert, wie die Verfasser selbst anmerken, muss sich die Beurteilung ungewohnter Erscheinungen an einer gezwungenermassen individuellen Norm orientieren. Problematisch deshalb die Strenge im Zusammenhang mit *parquegl ca* «weil» (übrigens eine unterordnende Kausalkonjunktion mit Adverb, vgl. 123). Der beanstandete Ersatz durch das Fragewort *partge* mag westlich des Domleschgs unüblich sein, wird anderwärts aber so gehandhabt. Die Weglassung von *parquegl* bei der in Tomils aufgenommenen Passage *k w ɛ beʃ angulō* «weil ich nicht gestohlen habe» (196) findet ebenso wenig Gnade, wiewohl solche Sätze etwa im Engadin gang und gäbe sind. Ein Beispiel dafür bezeugt das Dicziunari Rumantsch Grischun (DRG. 3, 134) auch für Scharans. Viel Platz beanspruchen die zahlreichen Einflüsse aus dem Deutschen, in langen Listen einmal das lexikalische Fremdmaterial, dann die *Entlehnungen*, die ins Mark treffen, insbesondere *Lehnsyntax* und *calques*. Exklusiv domleschgisches sind nicht sämtliche Beispiele, die Lehnübersetzung *eu mava bunamagn sinziu da la calira* «ich ging wegen der Hitze beinahe drauf» kann man auch bei jungen Leuten aus «sprachlich gesunden» Gebieten hören.

Ein eindrückliches Tondokument liegt in den abwechslungsreichen Kassettentexten vor. Ihrer Transkription in phonetischer Schrift sind Übertragungen ins Schriftutselvische und ins Deutsche zur Seite gestellt. Zahlreiche Fussnoten beleuchten die Sprachproben bis ins feinste linguistische Detail. Nach inhaltlichen und sprachlichen Gesichtspunkten ausgewählt, beziehen sich die Gesprächsausschnitte hauptsächlich auf Kultur und Alltagsleben im Domleschg. Aus zwei Texten zur Sprachverwendung geht hervor, dass für die Bewahrung oder Preisgabe der hergebrachten Sprache neben der vielbemühten Kompetenz auch das Bewusstsein der Sprecher entscheidend ist. Die Zweisprachigkeit am Hinterrhein bedeutet nur Übergang in eine neue Einsprachigkeit. Im Gegensatz zum starken deutschen Element werden bezeichnenderweise kaum Anleihen bei andern romanischen Dialekten gemacht. Einzelne Surselvismen erinnern an die Zeit, da man das Oberländer Romanisch als Idealform erachtete, weil es als Schul-

sprache diene. Das fremde Idiom schaffte den Durchbruch zur anerkannten Schriftsprache so wenig wie der eigene Dialekt, der mit den Drucken eines Daniel Bonifaci und Adam Nauli im frühen 17. Jahrhundert eine kurze literarische Blüte erlebt hatte. So unterblieb im Domleschgischen der Ausbau mit romanischen Mitteln, sprich Latinismen und Internationalismen, wodurch es seine Funktionstüchtigkeit einbüßte, gleichzeitig jene Altertümlichkeit bewahrend, die es für Aussenstehende so reizvoll macht. Heute herrscht der Eindruck fortgeschrittenen Zerfalls vor, und die Arbeit Clau Solèrs und Theodor Ebneters bestätigt diesen Zustand ihres Untersuchungsobjekts. Daran vermögen die Autoren nichts zu ändern, auch wenn sie im Vorwort versichern, man werde «noch im Jahr 2000 den eigenartigen Klang des Scheidner Romanisch hören.»

Kuno Widmer